

Die Heimat Europa und die Stimme des Schriftstellers

ADAM ZAGAJEWSKI

Zunächst einige Worte zum Thema des Festivals, das Miłosz gewidmet ist – „Heimat Europa“. Der Dichter und Essayist Czesław Miłosz macht seine Heimat Europa zum Zentrum seines Werks. So hieß auch sein 1956 herausgegebener Essayband. Problematisch ist bereits der Titel dieser Sammlung. Auf Polnisch lautete er „Rodzinna Europa“, ins Deutsche wurde er mit „West und Östliches Gelände“ übersetzt, ins Französische als „l'autre Europe“, ins Englische als „Native Realm“. Die übersetzten Titel haben wenig mit dem Original gemeinsam. Wahrscheinlich wurde dies von der damals in der Welt herrschenden feindlichen Atmosphäre bestimmt: „Heimat Europa“ entsprach nicht dem Zeitgeist und hätte nicht vorkommen können.

Für Czesław Miłosz war dieses Buch der Ausdruck seiner Verzweiflung. Zu der Zeit lebte er in Paris – 1951 beantragte er Asyl in Frankreich, verbrachte dort zehn Jahre, daraufhin ging er in die Vereinigten Staaten. Diese Verzweiflung von Miłosz war zwiespältig. In Paris fühlte er sich nicht verstanden. Das damalige Paris stand auf die Linken. Zu ihren Anhängern zählte sogar Jean Paul Sartre sowie viele andere weltberühmte Künstler. Für sie war es unverständlich, wie Miłosz das kommunistische Paradies verlassen und auf das große Kommunismus-Experiment verzichten konnte.

Der andere Grund zur Verzweiflung des Schriftstellers hatte weniger mit Politik zu tun. Der in Litauen geborene Miłosz betrachtete sich als Litauer und blieb seiner Heimat gegenüber loyal, auch wenn er Litauisch nicht

sprechen konnte. Noch in seinem politischen Buch „Verführtes Denken“ über die Verführung der Intellektuellen Europas mit den Kommunismus-Ideen, das vor dem Buch „Heimat Europa“ erschien, ging es ihm auch um die baltischen Länder. Miłosz litt unter ihrer Sowjetisierung, er wollte sie verteidigen. Jedoch weder die Pariser, noch die westlichen Intellektuellen im Allgemeinen wussten kaum was von diesem Teil Europas. Der war für sie undeutlich und gar barbarisch. Die damalige Situation in Paris kann treffend eine Anekdote wiedergeben: eine Dame wunderte sich bei der Vernissage eines ungarischen Künstlers in einer Pariser Galerie, wieso die Hauptstadt seiner Heimat mal Budapest, mal Bukarest heißt.

Miłosz war es wichtig, für seine Identität zu stehen, über seine Heimat zu berichten. Er wollte, dass der westliche Leser weiß, er, der Schriftsteller, käme nicht aus nirgendwo – sein Land habe eine eigene Kultur, Tradition, seine Geschichte, es habe der Welt einiges zu melden. Zu der Zeit war Westen das eigentliche Europa, und der restliche Teil – ein unbekannter Kontinent.

Miłosz war mit seinen Ideen nicht allein. Ähnlich dachten auch andere Exilschriftsteller. Zum Beispiel der vor relativ kurzem entdeckte ungarische Autor Sandor Marai in seinen unglaublichen Tagebüchern. Oder der Tscheche Milan Kundera, der in den 80er Jahren seine Europa-Theorie verfasste. Sie schrieben von einem spannenden, den Westmenschen aber unbekanntem Land, verbreiteten den Traum vom vereinigten Europa. Das wurde später von anderen Stimmen fortgesetzt – darunter auch von Papst Johannes Paul II, der Pole war oder vom tschechischen Dissidenten Vaclav Havel. All diese Stimmen kamen aus dem Raum zwischen Russland und Deutschland – aus Mittel- oder Zentraleuropa. Dieser Raum ist auch heute noch nicht einfach zu definieren. Historisch war der Begriff Mitteleuropa mit dem Gebiet der deutschen Herrschaft verbunden, und dies verlieh ihm eine negative Bedeutung. Sogar Thomas Mann in seinem letzten konservativen Band „Betrachtungen eines Unpolitischen“, der während des Ersten Weltkriegs entstand, behauptete, Polen sei zu schwach und zu poetisch, um seine eigene Regierung zu haben. Deutschland wird in dem Buch als Land der Auserwählten dargestellt.

Ich möchte ein Phänomen hervorheben, das die europäische Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg hervorbrachte. Hier reden wir nicht von grausamen Folgen und Verlusten des Krieges – unter anderem verbannte der Krieg

Millionen Menschen aus ihrem Heim und das Gesicht von Europa war völlig verändert. Es ist verständlich, dass dies revanchistische Bewegungen hervorbrachte. Allerdings brachte diese klaffende Kriegswunde nicht nur Tragödien und Hass, sondern auch poetische, humane, freundliche europäische Literatur. Ich nenne das ein Wunder. Was meine ich damit? Zum Beispiel, „Die Blechtrommel“ von Günther Grass – ein poetisches Buch, in dem es ohne Revanchismus-Gedanken um Deutsche und Polen geht. Czesław Miłosz hat „Heimat Europa“ geschrieben. Es gab auch weniger bekannte junge Autoren, wie zum Beispiel der Pole aus Gdansk, Stefan Chwin, die auf Deutsch ohne Hass gegen Deutsche schrieben. Bis 1989 hat die Literatur viel beigetragen, dass wir heute hier im Thomas-Mann-Haus über das einige Europa reden können. Die damals verfassten Bücher haben bei der Vereinigung Europas ihre Wirkung gezeigt. Die Voraussetzungen für diese Vereinigung haben Schriftsteller, Intellektuelle geschaffen.

Ich selber bin im polnischen Lvov geboren, wo seit langem Polen, Juden, Ukrainer, Deutsche, Armenier zusammen lebten. Diese Stadt hat viele Namen – auf Deutsch heißt sie Lemberg, polnisch ist das Lvov, ukrainisch – Lviv, italienisch – Leopold.

Ich war knapp vier Monate alt, als ich mit meinen Eltern Lvov verlassen musste, denn Polen wurden aus der Stadt, die nach dem Krieg der Ukraine abgetreten wurde, ausgesiedelt. Meine Familie zog nach Schlesien. Viel später, bereits in Paris, habe ich das Gedicht „Die Reise nach Lemberg“ geschrieben. Ich könnte es derselben europäischen poetischen Tradition zuordnen, die von Verlusten inspiriert wurde. Mit diesem Gedicht will ich sagen, Lemberg sei überall, ich versetze die Stadt in die poetische Wirklichkeit. Einen ähnlichen Weg gingen auf ihre eigene Art Günther Grass, Czesław Miłosz, andere Autoren, die Verluste zum Sieg und eine Tragödie in Poesie verwandeln konnten. Das ist das Wunder von Europa.

1982 gingen Sie nach Paris, wie einst, noch im 19. Jahrhundert Adam Mickiewicz, später Czesław Miłosz. Ihre Vorgänger versuchten ihre Heimat in Europa von Paris aus zu betrachten. Wie lief dies in Ihrem Fall?

Der eigentliche Grund, warum ich nach Paris ging, war eine Frau (die Ehefrau des Schriftstellers, die Schauspielerin und Übersetzerin Maja Wodecka). Allerdings musste ich über vieles nachdenken und vieles

überdenken. In den 70er Jahren war ich in der Dissidenten-Bewegung. Meine Gedichte waren stark politisch, beladen mit rebellischer Energie gegen die Kommunistenmacht. Erst später konnte ich einsehen, dass diese Gedichte ziemlich provinziell waren. Noch 1981, als ich in einer Künstlerkolonie in den Vereinigten Staaten, in New Hampshire, lebte, hatte ich einige Übersetzungen von meinen Gedichten einem amerikanischen Kollegen gezeigt, und musste erleben, dass diese für mich lebenswichtigen Gedichte keinen Eindruck machten, vielleicht sogar enttäuschend waren. In mir und meinen Freunden brannte der Wunsch, uns vom kommunistischen Imperium zu befreien, das waren jedoch lediglich lokale Aspirationen, die nur vor dem polnisch-kommunistischen Hintergrund zur Geltung kamen.

Andererseits war meine eigene Familie ein schönes Beispiel des Kosmopolitischen. Mein Großvater, gebildeter Germanist, sprach Polnisch und Deutsch. Er ließ mich von Kindesbeinen an Deutschunterricht nehmen, obwohl ich damals überhaupt nicht scharf aufs Lernen war. Erst später habe ich die deutsche Sprache für mich entdeckt und schätzen gelernt, und in den zwei Jahren, die ich in Westberlin verbrachte, nutzte ich die Gelegenheit, mich mit der deutschen Literatur bekannt zu machen.

In Paris erweiterte ich meinen kulturellen Horizont weiter. Da gab es viele Ausländer – Polen, Tschechen, Amerikaner. Das war ein guter Ort, die eigene Herkunft und Vergangenheit neu zu betrachten. In Paris habe ich ein ketzerisches Buch „Solidarność und Einsamkeit“ geschrieben. In den 80er Jahren waren fast alle Polen mit der Solidarność-Bewegung verbunden. Meine Sicht war, dass für diese Gemeinschaft ein Gegengewicht notwendig ist – ich wollte mich der anderen, existenziellen Seite zuwenden, Individualität, Persönliches betonen.

Sie erwähnten gerade, dass die Kriegsverluste und Traumata hervorragende, Völker vereinigende Werke hervorbrachten. Was wäre nun heute dieser Anstoß, der Schriftsteller bewegen könnte, talentierte, inspirierte, wertvolle Literatur zu schreiben?

Das ist eine sehr schwierige Frage. Viel einfacher ist es, von der Vergangenheit zu sprechen. Nach 1945 gab es eine gemeinsame offene Wunde, sie war derart tief und schmerzhaft, dass sie immer noch zu spüren ist – es gibt auch heutzutage junge Autoren, die über Holocaust, Kriegsverluste und Opfer schreiben, obwohl sie selber das gar nicht erlebt haben.

Ich weiß keine Antwort auf Ihre Frage. Jetzt sind die Schriftsteller einsamer, und ihre Inspiration viel persönlicher und existenzieller. Jeder sucht nach seinem individuellen Weg.

Was bedeutet für Sie persönlich europäisches Denken? Welche Facetten sind Ihnen dabei besonders wichtig?

Das ist die allerschwierigste Frage. Wie kann das europäische Denken bezeichnet werden? Der polnische Philosoph Leszek Kolakowski hat einmal gesagt, die Aufgabe des europäischen Kontinents sei, sich selber kritisch zu sehen. Das ist eine gute Bezeichnung. Ich glaube, Europäer zu sein bedeutet, die Vergangenheit und die Gegenwart kritisch zu betrachten, sich mit dem Erreichten nicht zufrieden zu geben, nicht stolz auf sich zu sein, selbstkritisch zu bleiben. Einfach ist das nicht. Dafür ist Europa nun zu schön. Hier kann man bequem leben, dabei neigt man dazu, die restliche Welt zu vergessen, die vielleicht nicht so schön und nicht so lebensfroh ist. Es ist ein Paradox, aber wir in Europa leben zu gut. Natürlich nicht immer und nicht überall, jedoch andere Kontinente haben es viel schwieriger. Das sollte man in unserem schönen Europa nicht vergessen.

Gehalten am 14. Juli 2011

Moderiert von Ruth Leiserowitz

ADAM ZAGAJEWSKI wurde 1945 in Lemberg/Lviv geboren. Nachdem die Stadt der Ukraine abgetreten wurde, zogen seine Eltern mit ihm nach Polen. Nach abgeschlossenem Psychologie- und Philosophiestudium an der Jagelonie-Universität in Krakau unterrichtete er Philosophie, war als Lektor von periodischen Veröffentlichungen tätig, wurde bald als Anführer der Dichter der „Generation 1968“ und der „neuen Krakauer Welle“ bekannt. 1972 brachte er sein erstes Lyrikbuch heraus. In den 70er Jahren war er im polnischen politischen Widerstand aktiv, unterzeichnete den berühmten Brief der 59, der gegen die kommunistische Partei gerichtet war. Daraufhin wurde es in Polen verboten, Zagajewski zu verlegen und zu verbreiten. 1981 ging der Schriftsteller in den Westen, nach einem Jahr ließ er sich in Paris nieder, später unterrichtete er an den Universitäten in Houston, Chicago und anderen US-Universitäten. Ab 2002 lebt er wieder in Krakau, gibt die Literaturzeitschrift „Zeszyty Literackie“ heraus, unterrichtet weiter an der Universität Chicago, tritt weltweit mit Vorträgen auf. Seine Werke sind in mehrere Sprachen übersetzt worden. 2010 wurde er für den Nobel-Literaturpreis nominiert.

Selbstporträt

(Mai 2008, nach dem Betrachten des Selbstporträts von Eric Fischl)

Er wird immer älter. Die Kostüme verbraucht. Er liest viel, bisweilen geht er in Büchern unter wie Indianer im undurchdringlichen Dschungel.

Er wiederholt sich,

Alles wiederholt sich, das gelbe Notizbuch in der Tasche,
der große Appel der Musik.

Am Abend tritt er in zerknittertem Hemd ans Fenster, gähnt.

Auf jedem Foto sieht er etwas anders aus – das Gesicht des Vaters
bricht ein in seines, das leicht melancholische; der kurze weiße Bart,
behaupten Gegner, bedeutet sicher Kapitulation.

Hoffnungsvoll blicken die Augen ins Objektiv. Er wird älter.

Er liebt Wasser, schläfrige Flüsse in der Ebene und den grünen Ozean;
wenn er schwimmt, versinkt sein Körper in der dunklen Strömung,
als wollte er eine andere Existenzform testen.

Der Wind nimmt ihm den Atem, die Nacht gibt die absolute Ruhe zurück
(das einzig Absolute, was wir haben, sagt spöttisch sein Bekannter,
mit dem er schon seit Jahrzehnten verbissen kämpft).

Er rist Bürger, denkt an sein verwundetes Land,
an den Garten der Kindheit, den es nie gab.

Er reist viel – April in Belgrad, Pocken des jüngsten Krieges,
die angeschwollene Donau erinnert sich an die sorglose Jugend
in Deutschland,

in Mai Jerusalem, auch hier Kriegsspuren, und doch hängt Heiligkeit
über der legendären Stadt wie der Duft der Magnolien,
die Fragen der Journalistin erscheinen seltsam bekannt.

Die Fremdheit wächst. Immer das gleiche: zeitiges Frühstück,
nach dem Mittagessen

langer Spaziergang. Langsam wird er zu einem unbewegten Gegenstand.

Träume führen ihn in den Untergrund, der Morgen befreit
ihn geschickt.

Aber das bin doch ich, nach wie vor ich, der ewig Suchende
und Gestaltlose, noch immer ich, jeder Morgen schlägt
ein neues glänzendes Kapitel auf und kann es nicht beenden, das bin ich
auf der Straße, am Bahnhof, ich, der das Weinen des Kindes hört,
das Lachen der Studenten,
das Pfeifen des Stars, ich – Ignoranz, ich – Unsicherheit, ich – Verlangen,
Erwartung und wilde Freude, ich, der ich nichts verstehe,
der ich auf Provokationen reagiere, zweifle, von vorn anzufangen versuche,
mich im Gespräch verstecke, in der Verzweiflung, der gelehrten Debatte,

in der Stille des Wintertags, ich – überdrüssig, resigniert,
unglücklich, arrogant, ich – in Träumen versunken
wie ein Zwölfjähriger, todmüde wie ein Greis,
ich – im Museum, am Meer, auf dem Marktplatz in Krakau,
in Sehnsucht nach dem Moment, der nicht eintreten will, der sich verbirgt
wie Berge an einem wolkigen Nachmittag, schließlich kommt
Klarheit, und ich weiß plötzlich alles, weiß – das bin ich nicht.

Klavierstunde

(Ich bin acht Jahre alt)

Musikstunde bei den Nachbarn, Familie J.
Zum ersten Mal bin ich in ihrer Wohnung,
die anders riecht als unsere (bei uns gibt es keinen Geruch,
scheint mir). Hier überall Teppiche,
dicke Perserteppiche. Ich weiß, dass sie Armenier sind,
aber ich weiß nicht, was das heißt. Armenier haben Teppiche,

in der Luft wandert Staub, mitgebracht
noch aus Lemberg, mittelalterlicher Staub.
Bei uns gibt es weder Teppiche noch Mittelalter.
Ich weiß nicht, wer wir sind – Wanderer wohl.
Manchmal denke ich, uns gibt es gar nicht. Nur die anderen existieren.
Die wunderbare Akustik in der Wohnung unserer Nachbarn.

Die Stille in dieser Wohnung. Im Yimmer steht der Flügel
wie ein träges, zahmes Raubtier – und in ihm,
direkt in seinem Zentrum, ruht die schwarze Kugel Musik.
Frau J. sagte mir gleich nach der ersten
oder zweiten Stunde, ich solle lieber Sprachen lernen,
weil ich für Musik keine Begabung hätte.

Ich habe keine Begabung für Musik. Ich sollte lieber Sprachen lernen.
Die Musik wird immer anderswo sein,
unerreichbar, immer in der fremden Wohnung.
Die schwarze Kugel wird anderswo versteckt sein,
doch vielleicht gibt es andere Begegnungen und Entdeckungen.

Ich kam mit hängendem Kopf nach Hause,
ein bisschen traurig, ein bisschen froh – nach Hause,
wo es nicht nach Persien roch, wo es Bilder von Laien gab,
Aquarelle, und ich dachte mit Bitterkeit, mit Freude:
mir bleibt nur die Sprache, nur Worte, Bilder,
nur die Welt.

Café

(in Berlin)

In diesem Café in der fremden Stadt, das den Namen
eines französischen Schriftstellers trägt, las ich Unter dem Vulkan,
doch schon weniger enthusiastisch. Man sollte sich doch behandeln lassen,
dachte ich. Ich bin wohl ein Philister geworden.

Mexiko war fern, und seine riesigen Sterne
glänzten jetzt nicht für mich. Es war Allerseelen.

Das Fest der Metaphern und des Lichts. In der Hauptrolle der Tod.

Neben mir einige Leute an Tischen, verschiedene Bestimmungen:
Besonnenheit, Trauer, gesunder Verstand. Der Konsul, Yvonne.

Es regnete. Ich spürte ein kleines Glück. Jemand kam herein,
jemand ging hinaus, jemand erfand schließlich das *perpetuum mobile*.

Ich war in einem freien Land. In einem einsamen Land.

Nicht geschah, die Kanonen schwiegen.

Die Musik zeichnete niemanden aus; aus den Lautsprechern
sickerte Pop, träge wiederholend: Es wird noch viel geschehen.

Niemand wusste, was tun, wohin gehen, warum.

Ich dachte an dich, an unsere Nähe, daran,
wie dein Haar riecht, wenn der herbst beginnt.

Ein Flugzeug erhob sich
wie ein fleißiger Schüler, der glaubt,
was die alten Meister sagten.

Die sowjetischen Kosmonauten behaupteten, sie hätten
Gott nicht gefunden im Weltraum, aber haben sie gesucht?

Gedichte aus dem Buch: Adam Zagajewski. Unsichtbare Hand.

Carl Hanser Verlag München, 2012